

**VON DER WÜRDE GOTTES UND DER EHRE DES MENSCHEN –
(UN)ZEITGEMÄßE BETRACHTUNGEN ZU PSALM 8
PROF. DR. MARKUS WITTE**

„Die Gnade unseres HERRN Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen.“

*Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.*

*Mein Fräulein, sei'n Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.*

Liebe Gemeinde,

das eben vorgetragene Gedicht von Heinrich Heine hat keinen Titel.¹ Manche nennen es einfach „Der Sonnenuntergang“. Es könnte aber auch heißen: „Die zerbrochene Beziehung“ oder „Die entzauberte Welt“.

Mitten in den Moment des Ergriffenseins vom Schauspiel der Natur, mitten in den Augenblick, da die Sonne blutrot im Meer versinkt und die Zeit für die Betrachterin stillzustehen scheint, da gellt der Ruf hinein „Das ist ein altes Stück“. Der Hinweis auf die Alltäglichkeit des Geschehens reißt heraus aus der Welt des Zaubers. Ein plötzliches Schulterklopfen schreckt auf. Die unbestimmte Ahnung, dass hinter dem gerade Beobachteten mehr steht als das immer Gleiche, sie entschwindet.

Der Satz „Das ist doch nichts Besonderes“ zerstört mein Empfinden. Eben noch sah ich mich umspült von den Wellen des Meeres, lauschte auf das Anbränden der Wogen, fand mich eingeordnet in eine kosmische Ordnung – ich als kleiner Mensch im Angesicht des versinkenden Feuerballs, ich unter dem sich violett färbenden Himmel, umgeben von wunderbaren Sphärenklängen. Ich sah mich eingewoben in eine Welt der Farben und der Töne, in eine Welt, die mehr ist als ich selbst, die größer ist als ich und zu der ich doch untrennbar dazu gehöre; eingenäht in eine Welt, die über sich

¹ Heinrich, Heine: Neue Gedichte (1831), in: Sämtliche Werke in sieben Bänden, Bd. 1, Lizenzausgabe Weltbild-Bücherdienst Augsburg o.J., S.235.

hinaus weist auf einen anderen, von dem ich irgendwie spüre, dass es ihn gibt – doch nun ist mir der Faden zerrissen. Gleichgültigkeit und Alltäglichkeit haben mir die Beziehung zur Welt *und* zu Gott gestört.

„Der Sonnenuntergang“, ein Gedicht von einer zerbrochenen Beziehung, ein Gedicht vom beziehungslos gewordenen Menschen – ein Lied über unsere Zeit?

Wir hören ein zweites Gedicht, ein Gedicht aus anderer Zeit, aus einer anderen Sprache und aus einer anderen Lebenswelt. Ich lese als Predigttext für den heutigen Sonntag Psalm 8 in der Übertragung von Martin Luther:

²*HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen, der du zeigst deine Hoheit am Himmel!*³ *Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, dass du vertilgest den Feind und den Rachgierigen.*

⁴*Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast:*

⁵*Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?*

⁶*Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt.*

⁷*Du hast ihn zum HERRN gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan:*

⁸*Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die wilden Tiere,*

⁹*die Vögel unter dem Himmel und die Fische im Meer und alles, was die Meere durchzieht.*

¹⁰*HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!*

Psalm 8, das ist ein Lied von einer gestifteten Beziehung, ein Gedicht von einer hergestellten Relation zwischen Gott und Mensch, Gott und Welt. Es ist ein *theologisches Lied*, denn es redet von Gott. Indem es aber von Gott redet, spricht es zugleich vom Menschen. Über seine Rede von Gott findet der Dichter zum Menschen und über diesen wieder zurück zu Gott.

Der Psalmist redet aber nicht nur von Gott, sondern vor allem zu Gott. Seine Theologie beginnt mit Doxologie. Das Vorwort seines Wortes über Gott ist das Gotteslob, das Gebet. Vor der Rede über Gott steht die Rede zu Gott. Die Redaktoren, denen wir das heutige

Psalmenbuch verdanken, haben unserem Psalm bewusst zwei Psalmen an die Seite gestellt, die mit einem Gotteslob beginnen bzw. einem solchen schließen: „Ich danke dem HERRN um seiner Gerechtigkeit willen und will loben den Namen des HERRN, des Allerhöchsten“, so endet der unmittelbar vorangehende Psalm 7 (Vers 18), und mit den Worten „Ich danke dem HERRN von ganzem Herzen und erzähle alle deine Wunder. Ich freue mich und bin fröhlich in dir und lobe deinen Namen, du Allerhöchster“, hebt der direkt anschließende Psalm 9 (Vers 2-3) an. Das Gotteslob bildet einen Rahmen um die Rede von Gott und dem Menschen. Gotteserkenntnis beginnt mit einem Gottesbekenntnis. Gott erkennen und Gott bekennen – beides steht in einem engen Zusammenhang und bedingt sich gegenseitig: Gotteserkenntnis findet ihr Ziel im Bekenntnis zu Gott und das Bekenntnis zu Gott setzt eine vertiefte Erkenntnis von Gott frei. Auf dem Fundament seines Bekenntnisses zu Gott, dessen Existenz für den Psalmdichter – wie für jeden Menschen der Antike – vorausgesetzt ist und dessen Leugnung für ihn ein Zeichen mangelnden Nachdenkens und voreiliger Wirklichkeitsdeutung wäre, auf dem Grund des Gotteslobes erhebt sich die Beschreibung des angebeteten Gottes und des von diesem erwählten Menschen.

„HERR, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen“ – was für unsere Ohren aufgrund des dreifachen „HERR“ wie eine patriarchale Worthülse klingen mag, ist nach dem hebräischen Urtext eine Beschreibung von Gottes Wesens und seiner Beziehung zum einzelnen Menschen wie zur ganzen Welt.

Hinter dem Anruf „HERR“ verbirgt sich der von frommen Juden nicht ausgesprochene Gottesname „Jahwe“. „Jahwe“, das heißt: „der, der es wehen lässt“. Es ist ein Anruf an *die* Größe, die die Welt in Atem hält, die die Fülle des Kosmos durchweht, sie ebenso zerstörend durcheinander wirbeln wie belebend behauchen kann. „Du, der du die Welt in Atem hältst.“ – so könnte der Psalm auch einsetzen. „Wie herrlich ist dein Name“. Der Name steht für die Person. „Wie herrlich bist *du*.“ Brausende Meereswogen oder mächtige Baumwipfel, in denen sich Vögel schützend bergen können, auch sie können im Alten Testament als herrlich bezeichnet werden (Hes 17,23; Ps 93,4). „Du bist für uns wie das brausende Meer, Gott, du bist für uns wie ein schützender Baum, Gott“. Der Name Gottes ist Programm: er steht ebenso für Beständigkeit wie für Wirksamkeit. Das ist der Kern der Theologie des Dichters von Psalm

8: Gott wirkt, und das in einer von ihm gestifteten Beziehung zum Menschen und zur Welt.

Der Mensch, so wie ihn der Psalmist versteht, erscheint in einer merkwürdigen Ambivalenz. Angesichts der Beständigkeit des Himmels wird der Mensch sich seiner Hinfälligkeit bewußt. In der scheinbaren Unvergänglichkeit des Alls spiegelt sich seine Sterblichkeit. Der erste Satz des Psalms zu dem, was der Mensch ist, entzündet sich nicht an dessen starken Seiten. Es ist nicht der schöne, der jugendliche oder der kluge Mensch, der den Psalmdichter ins Nachdenken bringt. Nicht der selbstbewusste Ruf „Ich bin so schön, ich bin so toll“ bildet den Ausgangspunkt seiner Meditation, sondern eine aus der Klage über die Vergänglichkeit stammende Frage. Schon die vom Dichter für den Menschen gebrauchten Begriffe reflektieren diesen Aspekt der Schwäche: „Was ist der *Sterbliche*, dass du Gott, seiner gedenkst, was ist das *Menschenkind* – eigentlich der Adamssohn –, dass du Gott, dich seiner annimmst?“ Der Mensch, das ist zunächst das Wesen, das sterben muss, das mitten im Leben, auch im gesegneten, im gesunden und wirtschaftlich abgesicherten, vom Tod gezeichnet ist. Der Mensch, das ist hier zuerst das Wesen, das wie der Adam, von dem der biblische Paradiesmythos beispielhaft und gleichnisartig erzählt, immer wieder die Erfahrung macht, an Grenzen zu kommen, Beziehungen zu zerstören, Geliebtes zu verlieren.

Demgegenüber steht der zweite Satz des Psalmisten zum Menschen: Der Mensch, das ist das Wesen, das über alle Räume dieser Erde herrscht, unter dessen Tritten die Erde erzittert und unter dessen Lärm die Kreatur leidet. Der Mensch, so wie ihn der Psalmdichter in seinem zweiten Anlauf beschreibt, ist ein Herrscher, ein König, ja fast ein Gott, Gottes Ebenbild, engelgleich – wie wir vorhin in der Lesung aus dem 1. Buch Mose (1,24-26) hörten.

Auf der einen Seite zerbrechlich, wie feines Porzellan, auf der anderen Seite in der Lage, wilde Tiere zu zähmen, Meere zu befahren, Berge zu versetzen: so sieht der Psalm den Menschen. Ein Blick in den Brutkasten eines Frühchens auf der einen Seite – ein Blick in das Cockpit des Ferienfliegers auf der anderen Seite, Blicke, die auch in unserer Zeit belegen, wie recht der Psalm hier hat: der Mensch, und zwar jeder Mensch, trägt an sich Merkmale des Todes und des Lebens. Wer den Blick für die Realität nicht völlig verloren hat, sei es durch übermäßiges Glück, sei es durch übermäßiges Leid – beides kann den Blick für die Realität trüben – wer diesen Blick (noch) nicht verloren hat, wird an sich immer wieder

entdecken, dass er zugleich ein kleiner König ist und ein – so Luther – stinkender Madensack. Die Erfahrung „Ich kann alles, mir liegt die Welt zu Füßen“ und das Gefühl „Mir gelingt nichts, ich bin ein Versager“: beides gehört zusammen und kennzeichnet das menschliche Leben.

Charakteristisch ist nun, wie der Psalmist diese beiden Grunderfahrungen miteinander verknüpft und worin er ihr gemeinsames Zentrum sieht. „Was ist der Mensch, dass *du* seiner gedenkst, und das Menschenkind, das *du* dich seiner annimmst. *Du* hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast *du* ihn gekrönt. *Du* hast ihn zum HERRN gemacht über deiner Hände Werk, alles hast *du* unter seine Füße getan.“ Vor dem Ich des Menschen steht das Du Gottes. Macht und Ohnmacht des Menschen sind unlösbar miteinander verflochten. Doch in Gott finden sie ihren Knoten. Der Mensch ist sterblich, aber nicht allein. Menschliche Existenz ist stets bedroht – jede Naturkatastrophe wie jeder Terroranschlag verdeutlichen auch dem modernen Menschen, dass es keine umfassende Lebensversicherung gibt – menschliche Existenz ist stets gefährdet, aber nie vergessen. Dies steht für den Psalmisten fest: Gott denkt an den Menschen, d.h. der Mensch steht mit seiner Geschichte, mit seinem ganz persönlichen Lebensgeschick nicht allein, Gott nimmt sich des Menschen an, genauer übersetzt: Gott sucht den Menschen heim. „Gedenken“ und „heimsuchen“ beschreiben in der Sprache des Alten Testaments zumeist Gottes heilsames Eingreifen. Gottes Gedenken bedeutet „Lebenswende“ (vgl. 1. Mose 8,1). Gottes Heimsuchung heißt „Lebensermöglichung“ (vgl. 2. Mose 4,31). Menschliches Leben, betrachtet vor dem Hintergrund, dass Gott dahinter steht, verliert alles Zufällige und Beliebiges. Menschliches Leben, eingeordnet in ein Beziehungsgeflecht von Gott und Mitmensch und Welt, erscheint als eine Gabe, als ein unbedingt zu schützendes Gut in jeder Phase seiner Entwicklung, sei es als befruchtete Eizelle oder als dahinwelkender Mensch. Das von unserem Psalm gelehrte Verständnis von Leben als Gabe verbietet jede Spielerei mit Leben, im Reagenzglas ebenso wie auf dem Sterbebett.

Wie der Psalmist die Grundlage menschlicher Existenz aus seiner Relation zu Gott versteht, so bestimmt er die Gestaltung menschlicher Existenz aus ebendieser Beziehung. Aus der Gabe des Lebens durch Gott erwächst die Aufgabe der Gestaltung von Leben vor Gott. Eingesetzt zum Herrscher, ausgestattet mit den Insignien eines altorientalischen Großkönigs, so beschreibt der

Psalmdichter den zur Gestaltung seiner Umwelt aufgerufenen Menschen. Zwei Aspekte sind an dieser Bildwahl des Dichters bedeutsam:

Ein erster Aspekt berührt den Umgang des Menschen mit der *Macht*. So gründet die Macht des Menschen nicht in ihm selbst, sondern ist verliehen. Die Ermächtigung des Menschen zur Gestaltung seines Lebens wie seiner Lebenswelt findet ihre Grenze und ihr beständiges Korrektiv an der Macht Gottes, menschliche Macht ist stets begrenzte und zu verantwortende Macht, sie ist relative Macht. Ihr Kriterium ist der Umgang Gottes selbst mit Macht. Das Alte Testament durchzieht die Relativierung menschlicher Macht, die Zuwendung Gottes zu den Machtlosen und der Verzicht Gottes auf eigene Macht. „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, dass du vertilgest den Feind und den Rachgierigen“, heißt es in Vers 2 unseres Psalms. Unabhängig von der Frage, ob der hebräische Text hier unversehrt erhalten ist und ob Luther zutreffend übersetzt hat – vergleichen Sie einmal verschiedene Übersetzungen dieses schwierigen Verses –, trifft der Psalmist den Kern einer Altes und Neues Testament verbindenden Gottesaussage: Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig. Vom Leiden des Gottesknechtes (Jes 53) führt eine Linie über den am Kreuz Psalm 22 betenden Jesus hin zum Bekenntnis des Paulus vor den Korinthern: „Dreimal habe ich zum HERRN gefleht [...] und er hat zu mir gesagt: Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ (2. Kor 12,9). So hält der Psalm die Frage wach, was der Mensch, was wir mit Macht machen. Wendet der Mensch sich wie Gott selbst den Machtlosen zu und verzichtet auf eigene Macht? Will ich mein Recht mit aller Macht durchsetzen oder reihe ich mich ein in die Reihe der Ohnmächtigen? Bezeichnenderweise wird von Jesus gerade den Ohnmächtigen die Teilhabe am Reich Gottes, die Erfahrung intensiver Gottesgemeinschaft verheißen (vgl. Mt 19,14).

Ein zweiter Aspekt betrifft die *Würde* des Menschen. In der Macht des Menschen realisiert sich Gottes Macht. Die dem Menschen zugewiesene Herrlichkeit und Ehre, mit anderen Worten seine Würde, ist Gottes Würde. Herrlichkeit und Ehre sind zugleich Gottesprädikate. In der Ehre des Menschen spiegelt sich die Ehre Gottes. Wer die Würde eines Menschen mit Füßen tritt, schlägt Gott selbst ins Gesicht. Wer einem Menschen, gleichgültig wie alt oder wie jung, wie gesund oder wie krank, wie produktiv oder wie unproduktiv er ist, sein Menschsein abspricht, spricht Gott das

Gottsein ab. Wo versucht wird, die Würde, oder, um dem hebräischen Wortlaut noch dichter zu folgen, die Schwere, die Gewichtigkeit eines Menschen zu klassifizieren, wo darüber gestritten wird, wann einem Embryo Menschenwürde zu- und einem Sterbenden Menschenwürde abzusprechen sei, da ist das Realität geworden, was Friedrich Nietzsche (1883) in prophetischer Weitsicht seinen Zarathustra ausrufen ließ: „Gott ist tot!“² Wo Gott tot ist, da ist auch der Mensch tot.

Die Auflösung der Relation des Menschen zu Gott, um die der Psalmist weiß, gebiert nicht den Übermenschen, sondern bewirkt die Isolation des Menschen. Die Negation des Schöpfers und die Negation der Welt als Schöpfung hinterlassen ein einsames Geschöpf. Doch aller Einsamkeit setzt der Psalm ein kräftiges Nein gegenüber. Im Zusammenspiel mit Psalm 103, der ähnlich wie unser Psalm von der Krönung des Menschen durch Gott spricht, erhält der Mensch in der Welt der Psalmen ein stattliches Gewand aus Gottes Herrlichkeit und Ehre, aus Gottes Treue und Erbarmen (vgl. Ps 8,6 und 103,4). Mit einer solchen Hülle aus Gottes Herrlichkeit und Ehre, aus Gottes Treue und Erbarmen ausgestattet sieht Psalm 8 den Menschen in die Welt gesandt.

Psalm 8 ist ein Lied von einer gestifteten Beziehung, der Beziehung zwischen Gott, Welt und Mensch; ein Lied, das dem Menschen sagt „du bist nicht allein in der Weite des Kosmos, du bist begabt und geborgen in dieser Welt.“ Ein Lied, das Ehrfurcht vor dem Leben weckt, dem eigenen, dem fremden, dem ungeborenen und dem verfallenden; ein Lied, das aufruft zur Annahme der eigenen Endlichkeit und Fehlbarkeit, aber auch zur Übernahme von Verantwortung.

Gestaltung von Leben, begleitet von der dreifachen Frage, was würde Gott dazu sagen, was würden Generationen vor mir und was Generationen nach mir dazu sagen, dazu will der Psalm ermutigen. Der Mensch kann und soll Schöpfer in dieser Welt sein, solange er darum weiß, dass er selbst endlich, sein Wissen anfällig für den Irrtum und seine Erkenntnis immer nur punktuell ist. Als Schöpfer und als Geschöpf repräsentiert er Gott in dieser Welt. Dabei ist ihm die Aufgabe gestellt, die Welt stets mit Gottes Augen anzusehen. Denn ein solches Sehen ermöglicht ein Leben zur Ehre des Menschen und zur Würde Gottes. Wer den Himmel als Werk der Finger Gottes beschreiben kann, der wird auch im menschlichen

² F. Nietzsche: Also sprach Zarathustra, 1. Vorrede 2, in: Werke in vier Bänden, Bd. 1, Karl Müller Verlag Erlangen, o.J., S.293.

Zytoplasma nicht nur Biomasse sehen und der wird dem Sterbenden, der nach Begleitung anstatt nach dem schnellen Tod ruft, seine Hand nicht entziehen. Die Welt mit Gottes Augen sehen, das öffnet die Augen für sich selbst, für die Welt und für Gott.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.“